

FERDINAND KÜRNBERGER



GESAMMELTE
SCHRIFTEN

Gesammelte Schriften

Ferdinand Kürnberger

Inhalt:

[Ferdinand Kürnberger - Biografie und Bibliografie](#)

[Der Dichter des »Don Juan«](#)

[Flucht und Fund](#)

[Heimlicher Reichtum](#)

[Die Last des Schweigens](#)

[Geglaubt und vergessen](#)

*Gesammelte Schriften, Ferdinand Kürnberger
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
Loschberg 9
86450 Altenmünster*

ISBN: 9783849630027

*www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de*

Ferdinand Kürnberger - Biografie und Bibliografie

Schriftsteller, geb. 3. Juli 1823 in Wien, gest. 14. Okt. 1879 in München, studierte in Wien Philosophie und wandte sich schon 1846 der Publizistik zu. Als Revolutionsflüchtling verließ er 1848 seine Vaterstadt, verweilte längere Zeit in München, kehrte 1859 nach Österreich zurück und ließ sich 1865 in Graz, 1867 in Wien nieder, wo er als Sekretär der Schiller-Stiftung fungierte, bis er 1877 seinen Wohnsitz von neuem in Graz nahm. Einen Namen erwarb sich K. zuerst durch den Roman »Der Amerikamüde« (Frankf. 1856, auch in Reclams Universal-Bibliothek), in dessen Hauptperson Nikolaus Lenau porträtiert ist. Zu gleicher Zeit versuchte er sich mit seinem »Catilina« (Hamb. 1855) als Dramatiker. Außerdem veröffentlichte er: »Ausgewählte Novellen« (Prag 1857); »Das Goldmärchen« (Wien 1857); »Novellen« (Münch. 1861-62, 3 Bde.); eine Auswahl seiner oft satirisch-politischen Feuilletons zur Geschichte Österreichs in den Jahren 1859-73 u. d. T.: »Siegelringe« (Hamb. 1874); den Roman »Der Haustyran« (Wien 1876); »Literarische Herzenssachen. Reflexionen und Kritiken« (das. 1877) sowie weitere »Novellen« (Berl. 1878). K. huldigte einer durchaus pessimistischen Weltanschauung, zeichnete sich aber als Kritiker durch Freimut und tiefes dichterisches Verständnis aus; seine Novellen sind zuweilen barock phantastisch, aber nicht ohne Kraft. Aus seinem Nachlaß gab W. Laufer einen Band »Novellen« (Stuttg. 1893) und K. Rosner den Roman »Das Schloß der Frevel« (Leipz. 1904, 2 Bde.) heraus; gesammelt erschienen noch »50 Feuilletons, mit einem Präludium in Versen« (Wien 1905).

Der Dichter des »Don Juan«

Auf dem Gracht zu Amsterdam stand noch vor wenigen Jahren ein kleines, baufälliges Häuschen, das Eigentum einer alten Höckerin, welche mit Heringen handelte. Die Höckerin war die Witwe eines Ewerführers, welcher eines Tages das Unglück hatte, mit einer unvorsichtigen Wendung seines Kopfes unter ein von Pferden gezogenes Schiffsseil zu geraten, bei welcher Gelegenheit das Seil ihm den Kopf vom Rumpfe riß. Der Ewerführer aber war der Sohn eines Schneiders und der Majoratserbe des besagten baufälligen Häuschens.

Das Häuschen hatte nur drei schmale Fensterchen Front und zwei sogenannte Gestöcke, welche aber so niedrig waren, daß sie beide zusammen nicht die Höhe der Beletage des nebenstehenden Kaufmannhauses erreichten. Es war ein »Fachbau«, d. h. die gemauerten Wände mit Balken durchschossen, deren Lagen und Widerlagen, gleichlaufende Linien und schiefe Einsätze allerlei geometrische Figuren bildeten oder vielmehr gebildet hatten, denn diese schönen Zeiten waren längst dahin. Die Balken hatten sich »geschwungen« und ihre ursprünglichen Lagen mehr oder minder verändert, wodurch das darauf und dazwischen liegende Mauerwerk genötigt worden, mit Hilfe verschiedener Risse sich gleichfalls in allerlei neue Fugen zu bequemen. Die Fensterchen der beiden Geschosse standen, wie chinesische Augen, schief gegeneinander, das Mauerwerk zwischen ihnen hatte sich, wie eine geschwollene Backe, sanft nach auswärts gebogen und das Dach war eingesunken. Am traurigsten aber sah das Erdgeschoß aus. Hier hatte zu dem Alter des Hauses die aus dem Boden aufdringende Feuchtigkeit noch mitgewirkt und das Erdgeschoß war kurzweg verschwunden. Es war

hinweggefällt. Ein sinnverwirrendes Chaos von Balken und Sparren hatte man nach und nach als Stützen untergeschoben und die Stützen wieder gestützt – und mitten in diesem Flickwerk saß die Höckerin mit ihren Heringen.

Ich weiß nicht, ob dieses malerische Trümmerwerk mitten in einer großstädtischen Straße die Zärtlichkeit der Künstler gewonnen und irgendwo als hochbezahltes Kabinettstück den unsterblichen Trödel der Holländer vermehren hilft. Das aber weiß ich, daß viele Reisende vor der Ruine stehen blieben und sie mit bewundernden Blicken anstauten. Liebhaber von Antiquitäten ließen sich dann gewöhnlich mit der alten Höckerin in ein Gespräch ein und pirschten unter dem Vorwande, einen Hering oder einen Bückling zu kaufen, auf die Chronika des wüsten Häuschens. Die alte Höckerin hatte eine solche Aufmerksamkeit sehr gern. Wenn sie ihrer Kundschaft anmerkte, daß es Leute waren, denen das Herz für Altertümer auf dem rechten Flecke saß – und Kenner haben für Kenner ein sehr untrügliches Auge –, so konnte sie dieselben stundenlang festhalten und sie aus der Fülle ihrer Erinnerungen begaben. Natürlich hatte sie ebensowenig eine Ahnung, daß ihre alten Familiengeschichten leer und langweilig waren, als sie je daran dachte, daß der Geruch ihrer Herings- und Bücklingstonnen auf die Länge an Reiz und Genuß für eine menschliche Nase verlieren könne. Denn was die Fremden einer so sonderbare Unterhaltung gewogen machte, die burleske holländische Mundart und die naive Kunst ihres volkstümlichen Vortrages, also eine reine formale Äußerlichkeit, das hätte ich keinem geraten, durch einen unbewachten Zug an den Tag zu legen. Und doch waren es die zumeist, welche die Kuriosität über den ersten neugierigen Trieb der Schaulust fortfristeten, wie ich wenigstens von mir selber schliesse. Wenn ich nämlich an

der Hand meines Großonkels – Gott habe ihn selig – den Gracht hinabwanderte und das historische Kollegium, das er bei der alten Heringsfrau zu hören gewohnt war, meine jugendliche Ungeduld nicht wenig ermüdete, so ergötzte mich doch die närrische Aussprache der holländischen Plauderin. Ich erinnere mich, daß mir der Mund der Alten damals dasselbe leistete, was ich sonst von den sumpfigen Teichen auf dem Gallizin-Berg verlangt, wo ich die Frösche aufzuscheuchen pflegte und mich daran weidete, wie sie schwer und plump ins Wasser platzten. Ebenso quappig platzten die breiten holländischen Wörter von der Zunge der Alten herab, ich stand vor der Heringsfrau auf dem Gracht wie vor meinen Froschteichen auf dem Gallizin-Berg. Aus diesem Gesichtspunkte ließ ich mir ihr Plaudern gefallen.

So geschah es, daß ich von dem Inhalte manches behielt, wie gleichgültig er mir auch sonst war. Als ich aber eines Tages auf einer ihrer Heringsenveloppen ein italienisches Konzept fand und mein Auge zufällig auf Phrasen fiel wie diese: *il divino Maestro Mozart ... Sua Majestá il Caesare Giuseppe II. ... Dio protettor de' miseri, tu non defraudi mai* ... da wurde ich aufmerksamer. Ich forschte und hörte, was ich schon oft hätte hören können, wenn ich so geduldig wie mein seliger Großonkel der Heringssibylle zugehört hätte.

Zu den Merkwürdigkeiten des Häuschens hatte nämlich auch einst eine Mietpartei gehört, welche vor zwanzig oder dreißig Jahren einige Monate das zweite Gestock bewohnte. Welch kurze Zeit und Welch lange Erinnerung! Das kann nur das Gedächtnis einer Heringsfrau leisten oder man muß sehr merkwürdig gewesen sein, dacht' ich mir oft. Nun, die Merkwürdigkeit bestand darin, daß besagte Mietpartei während ihres Aufenthaltes in unaussprechlicher Dürftigkeit gelebt und dann eines Tages

in Lust und Jubel nach London abgereist war mit Hinterlassung einiger Goldstücke. Diese Goldstücke hatte der Schneider seinem Sohne, dem Ewerführer, vererbt, der Ewerführer aber seiner Witwe, der Heringsfrau, und diese pflegte aus ihrem Busen, wie aus einer alten Römerschanze, noch immer die letzte dieser Goldmünzen ans Tageslicht zu holen und ihrem andächtigen Zuhörer, wenn sie besonders bei Laune war, vorzuzeigen. Mein Großonkel und ich haben sie selbst noch gesehen, es war eine englische Guinee. Die Mietpartei aber war ein italienischer Poet mit seiner jungen Frau gewesen.

Jene Heringsenveloppe, die ich mir aufgehoben hatte, erkannte ich denn bald auch für ein verstreutes Blatt Tagebuch und die Höckerin wußte mir, auf meine eifrige Nachfrage, noch mehrere derselben zusammenzusuchen. Es waren freilich nur Fragmente, stark durchkorrigiert und schließlich, wie es schien, noch verworfen; aber um so begieriger geizte ich nun nach den mündlichen Überlieferungen der Altfrau. Und die Alte – wenn ich erst aufmerkte – erzählte wirklich nicht schlecht. Ihre Mitteilungen gestalteten sich nach und nach zu einem allerliebsten, rührend-humoristischen Genrebildchen, das mich später an die Tiecksche Novelle: »*Des Lebens Überfluß*« erinnerte, welches doch ein Meisterstückchen des oft problematischen Meisters ist. Wer hätte das hinter den Herings- und Bücklingstonnen der Alten gesucht! Schade, daß ich auf jener Amsterdamerreise mit meinem Großonkel noch zu sehr Halbknabe war und nichts weniger als den scharfen Jägerblick hatte, womit gut dressierte Novellisten altes Anekdotenwild so vortrefflich vor ihre ewig schußgerechte Feder zu bringen wissen! Indes, wenn ich die Rudera, die mir von den Plaudereien der holländischen Scheherazade im Gedächtnis geblieben sind und die paar Tagebuchblätter, die sie mir gütigst mitgeteilt, zusammenschlage, die etwaigen Lücken aus dem großen

Reservefonds für alle menschlichen Mängel, der Phantasie, decke und die Nachsicht des Lesers zu all diesen Bruchstücken hinzuaddiere, so wird es sich doch vielleicht verlohnen, die Summe zu ziehen und ein paar trostlose Regentage eines Sommeraufenthaltes mit der Retuschierung eines alten, verblichenen Genrebildchens aus dem Leben eines armen Poeten auszufüllen. Im schlimmsten Falle taucht mein Geschichtchen in jene Quelle wieder unter, aus der ich sie heraufhole, und ich beschreibe ein paar Blätter, welche eines Tages dorthin zurückkehren, woher die Originalien derselben gekommen - in die Heringsbude.

Es war im Jahre 1792. Der arme Lorenzo war auf seiner Pilgerfahrt durch dieses Jammertal in einen garstigen Engpaß geraten. Kein Geld, keine Freunde, keine Hoffnungen, alle Versuche fehlgeschlagen, alle Entwürfe zu Wasser geworden und Dichterentwürfe werden es spät! Und schon waren seine blühendsten Jugendjahre verblüht, er war ein Mann in den Vierzigern, er stand so recht in der Mitte des Alters, wo der Erwerb rascherer Jahre anfangen soll, zu einem ruhigen Besitz sich zu verdichten. Aber der arme Poet besaß aus einem glücklicheren Vorleben nichts als seine Erinnerungen und - ein schönes, jungvermähltes Weib, kaum dem Kinde entknospet.

Seine Erinnerungen fing er in den öden Stunden des Elends an, zu Papier zu bringen, seine liebliche Nancy aber, das bräutliche Weibchen von gestern, lächelte mit ihrer Jugend und Liebe wie der heiterste Stern auf sein zagendes Herz herab.

Ein trüber Dezemberabend sank über die neblige Wasserstadt nieder; Lorenzo saß und schrieb. Er hatte unwillkürlich sein wackliges Tischchen näher und näher ans Fenster gerückt, er rieb sich die Augen, die von einer

leichten Röte angeflogen waren, und bemühte sich, so lange als möglich gegen die überhandnehmende Dämmerung zu kämpfen. Am Fensterchen daneben beschäftigte sich Nancy mit einem Stück Weißzeug. Sei es, daß ihre Arbeit feiner war oder daß sie ein lebendigeres Gefühl für den Wert ihrer Augen hatte: sie machte sich fertig, für heute zu schließen. Sorgfältig blickte sie nach dem anderen Fenster hinüber und schien nichts so sehr zu wünschen, als daß der Gatte ihrem Beispiel folgen möge. Das dauerte eine geraume Zeit.

Die kontrastierenden Bilder, die sich in diesem Augenblick einander so ruhig entgegenstehen, geben uns Gelegenheit, sie mit Muße zu betrachten. Nancy ist eine der schönsten Blondinen, die sich je den Namen eines Engels verdient haben. Sie trägt ihr Haar, gegen die französische Sitte der Zeit, gelockt, was zu dem süßen Mädchenzauber, der ihre Erscheinung umfängt, mit einer wunderbaren Harmonie paßt. Vielleicht verrät sich damit auch eine Nationalität, welche gegen alle »Coiffuren« und »Toupets« der Mode von jeher dem freien Wuchs der Natur treuer geblieben ist, – die englische nämlich. Zu dem englischen Grundton würde auch sonst mancher Zug ihres Bildes stimmen: das sanft gezogene Oval ihres Gesichts, ihr blendend weißer Teint, ihr wasserblaues, verschwimmendes Auge. Über allen Ausdruck lieblich aber ist die Linie, wie ihre schön gewölbte Wange an den Seiten des feinen Näschens herab sich in die Mundwinkel einsetzt. Diese Linie verleiht ihrem Gesichte den Ausdruck eines Lächelns voll Huld und Zartheit. Es ist der hervorragende Charakterzug im Anblicke ihres Bildes, und wer sie sieht, der wird in der Empfindung dieser glücklichen Schönheitslinie verweilend stehen und ausrufen: Welch süßes Kind!

Der Gatte auf der anderen Seite des Stübchens ist tief in sein Manuskript versenkt. Er schreibt mit allen

Gesichtszügen mit, so gespannt ist Blick und Ausdruck bei seiner Arbeit. Seine Mundwinkel sind straff angezogen, sein Auge voll Leben und Handlung. Aber die gefurchte Stirn, die eingesunkenen Wangen, welche den Mangel manches Zahnes verraten, die faltige Haut, die vom Kinn gegen die Kehle hinabhängt, das graulich gemischte, wenngleich dicht stehende Haar, die tieferen Augenhöhlen, die hervorstehenden Backenknochen, das alles sind sprechende Zeichen der unwiederbringlichen Jugendflucht. Ja, das magere, gedrungene Köpfchen dieses Mannes könnte für entschieden gealtert gelten, wenn nicht ein Blick auf seine schlanke und nahezu kleine Person überhaupt eine mehr sehnige als fleisch- und muskelreiche Anlage seiner Natur verriete. Und sein nervöses, bewegliches Mienenspiel und vor allem sein schwarzes, leuchtendes Auge erwecken das Gefühl, daß für die verschwundene Frische eine geistige Elastizität der Jugend geblieben ist, welche den Mann und vielleicht auch den Greis noch interessant erscheinen läßt.

Endlich stand Nancy auf, legte ihre feine Hand auf die Schultern des Schreibenden und ermahnte ihn bittend:
»Lieber Freund, es wird dunkel. Schone dich!«

Lorenzo rückte rasch herum. Er sah in der Tat die Tiefe der Stube fast schon in nächtlichen Schatten liegen, der Kontrast gegen den Tagesschein am Fenster fiel ihm mit einemmal auf. »*Corpo di Dio*, du hast recht, Herzchen,« rief er aufspringend aus, »der Abend überrascht uns! Wie die Tage kurz sind! Wie matt die Sonne dämmt in diesem Lande! Also ein Tag ist wieder hin! Ein Tag ohne Freuden, arme Nancy!«

Die junge Frau fürchtete eine Wendung zu der Melancholie der Abendgedanken und sann schnell auf ein froheres Gespräch. »Was hast du geschrieben, Lorenzo?« fragte sie

einschmeichelnd, »erzähle mir! Du mußt zu anmutigen Partien heute gelangt sein, du hast so fein in dich hineingelächelt – ich sah dir lange zu.«

Der Poet sah in dem kahlen Stübchen wie mit dem Blicke eines Gefangenen um sich und seufzte: »*Nessun' maggior dolore que ricordarsi del tempo felice nella miseria!*«

Das versprach einen traurigen Abend! Nancy fühlte die ganze Tiefe dieser Worte, die ganze Wahrheit! Und doch mußte sie sich entschließen, wenn sie den armen Gatten erheitern wollte, darüber hinwegzugehen, selbst auf die Gefahr des Frivolen! Sie schlug mit Gewalt den Ton der Leichtigkeit an und scherzte recht übermütig: »Ausflüchte, lieber Freund, nichts als Ausflüchte! Ich traue dir nicht. Du hast eine Liebesgeschichte beschrieben, gesteh' es nur. Aber ich bin nicht eifersüchtig. Auf die Vergangenheit mindestens nicht. Komme, erzähle, Lorenzo! Erzähle mir die Liebesgeschichte, ich möchte sie gar zu gern hören.«

»Du irrst dich, liebes Kind. Ich war beim Jahre 87. Just das war eines meiner arbeitsamsten Jahre, kein Jahr der Liebelei. Ich schrieb damals drei Operntexte auf einmal.«

»Ich weiß, ich weiß, sei nur still! Unter anderen den ›Don Juan‹, den gottlosen ›Don Juan‹! Und damals willst du nicht verliebt gewesen sein? Und die Zerline wäre keine Wienerin, wie sie leibt und lebt? Nein, Herr Lorenzo, so einfältig ist Ihre junge Frau nicht.«

»Wenn auch! Es hat gar nichts auf sich, wenn junge Frauen einfältig sind. Und auf die Zerline bist du wirklich ungerecht eifersüchtig. Ich schwöre es dir.«

»Ich will aber eifersüchtig sein! Und jetzt wird gebeichtet! Ohne Widerspruch! Komm, erzähle mir, wie du den ›Don

Juan< geschrieben hast. Diese Zerline ist mir verdächtig. Von solchen Geschöpfen sagen die Kenner, sie sind nach dem Leben gezeichnet. Ich muß wissen, wie du zu dieser Zerline gekommen bist. Die mag den armen Lorenzo schön verhext haben!«

Das junge Weib hatte mit diesen Worten und tausend Schäkereien den geliebten Mann zu sich auf das Kanapee genötigt, welches ebenso modische als unbequeme Möbel, zum Fauteuil eines einzelnen zu breit, einem Pärchen kaum Raum genug bot, gedrängt nebeneinander zu sitzen. Es war mit zitronengelbem Damast überzogen – ein Prachtstück, das sich nur von einer Auktion oder einem Nachlaß in die Hütte der Armut verirrt haben konnte. Übrigens spielte es hier seine letzte Rolle, aus dem Salon war es offenbar längst ausgemustert, denn es trug alle Spuren einer Benützung, welche leichter zu denken, als elegant zu beschreiben sind.

»Du bist nicht die erste,« sagte Lorenzo, als er so traulich neben seinem Weibchen saß, »welche diese Zerline mir zurechnet. Noch alle taten es. Aber das ist nur ein Beweis, wie unmöglich der Nichtdichter vom Dichten einen Begriff haben kann. Hätte ich ein Urbild der Zerline gekannt, ich hätte keine Zeile gearbeitet. Liebe invitiert nicht zum Dichten, sondern zum Müßiggehen. Nicht eigentliche Liebe braucht der Dichter zum Dichten, wohl aber einen Hauch davon, der sein Herz erwärmt und frei läßt zugleich. Nun, dieser Hauch wehte mir, das gestehe ich freilich.

Es war ein schönes Jahr, das Jahr 87! Vielleicht mein schönstes! › *Cosa rara*‹ und ›Die Hochzeit des Figaro‹ waren kurz vorher geschrieben, mein und meiner Komponisten Ruhm ging ›zu den Sternen‹. Hinter den großen Flaggen kamen dann die kleinen, strumpfbändigen Wimpel daher geflattert, die Righinis und Peticchios, die

meinten, das Ding auch machen zu können. Ich war leichtsinnig genug, ihnen gleichfalls Texte zu schreiben. Natürlich fielen wir durch. Aber schon war mein Ansehen so fest begründet, daß diese Unfälle ohne Spuren vorübergingen. Kaiser Josef, als er mir nach dem Fiasko der Righinischen Oper begegnete, redete mich an und sagte nichts weiter als dieses: ›Lieber da Ponte,‹ sagte er, ›ich bedaure den gestrigen Abend, aber lassen Sie sich nicht mehr mit solch armseligen Leuten ein. Schreiben Sie Ihre Opern für die Mozarte, Martini und Salieri.‹ Das war auf einem seiner Morgenspaziergänge um die Bastei. Was geschieht? Kaum trete ich, ein Stündchen danach, in mein gewohntes Kaffeehaus, kommt Mozart von seinem Praterfrühritt zurück und sein erstes Wort ist: ›Brüderl, ich brauche wieder einen Text! Ich habe Briefe aus Prag seit gestern – die braven Böhmen sind so entzückt von unserem Figaro, daß ich nicht Ruhe und Rast habe, etwas Neues und ganz Außerordentliches für sie zu machen.‹ Um die nächste Straßenecke stößt mein kleiner Spanier, der Martini, gegen mich und schreit sogleich: ›Ein Drama, da Ponte! Der Herr von Lerchenheim sagt mir förmlich die Freundschaft auf, wenn ich nicht bald wieder eine neue Oper setze, und die Frau des spanischen Gesandten meinte gestern abend: ›Die *Cosa rara* ist doch gar zu rar, man wünscht mehr von diesem Gericht, lieber Kapellmeister.‹ Ich komme nach Hause und finde ein Billet von Salieri: ›Lieber Freund! Da es nun entschieden ist, daß weder ein Righini noch ein Peticchio unser Repertorium zu bereichern im stande sind, so wird man mehr als je die alten Lieblinge des Publikums wieder bestürmen. Wir müssen uns rüsten. Hätten Sie vielleicht Ideen zu einem Buche für mich? Ich brenne vor Begierde usw.‹ Da hatt' ich die Namen des Kaisers alle drei zugleich. Das Abenteuer belustigte mich, es gab mir Schwung, ich beschloß, die drei hungrigen Raben auf einmal zu speisen. Und spornstreichs lief ich zum Kaiser, und teilte ihm meinen Entschluß mit. ›Sie

werden nicht damit zu stande kommen,« antwortete er.
›Vielleicht gelingt es mir nicht,« erwiderte ich, ›aber ich werde es versuchen. Für Mozart habe ich ein prächtiges Sujet in petto, die spanische Sage vom Don Juan und dem steinernen Gast; da kann er groß und schrecklich, zärtlich und hinschmelzend und alles zugleich sein, wie sein umfassendes Genie es braucht. Für Martini sinn' ich auf ein leichtes, angenehmes Spiel, das ihm Gelegenheit geben soll, jene weichen, gefälligen Melodien, die ihm so glücklich gelingen, zum Strauß zu binden. Ich werde es den ›Baum der Diana« nennen. Salieri endlich soll einen ›Azur, König von Ormuzd«, haben, ein heroisches Stück, kriegerisch und ritterlich, die Liebesszenen französisch galant. Nachts werde ich für Mozart schreiben und mir denken, ich lese die ›Hölle« von Dante; in der Frühstunde für Martini und meinen, ich studiere den Petrarca, am Abend für Salieri und mich meines Tasso erinnern.« Dem Kaiser gefielen diese Vergleiche und er wünschte mir Glück zu meinen Intentionen. Du aber siehst, meine Liebste, daß ich, den Don Juan betreffend, zuerst von dem Gesichtspunkte des Dämonischen ausging; wenn mir im Zuge der Arbeit Partien wie Leporello oder Zerline auch nicht mißlingen, so dank' ich's dem Glücke, der Unterschied indes wäre ungeheuer, hätte in jenen Charakteren mein Grundgedanke gelegen.

Und sogleich fing ich die Arbeit an. Eine Flasche Tokaier zur Rechten, mein Schreibzeug in der Mitte, eine Dose Tabak von Seviglia zur Linken, so schrieb ich gleich am ersten Tage zwölf Stunden in einem Zuge. Zu meiner Bedienung war die Tochter meiner Hausfrau vorhanden, ein sechzehnjähriges Mädchen von munterster Anmut. Bald brachte sie mir Zwieback, bald eine Tasse Kaffee, bald aber auch nichts als ihr schönes Gesichtchen, das immer voll Heiterkeit, immer voll Lächeln und Zutrauen, ganz geschaffen war, poetische Einfälle zu erwecken. Ich hatte

ein silbernes Glöckchen zur Hand, womit ich ihr schellte, wenn ich etwas bedurfte, aber die Wahrheit zu gestehen, ich bedurfte oft nichts als einen Blick in ihr freundliches Auge. Zuweilen kam sie auch ungerufen und saß stundenlang auf einem Schemel zu meinen Füßen; sie sah zu mir auf, ich zu ihr nieder, wir lächelten uns an, sprachen oft kaum eine Silbe und dabei schrieb ich immer fort. Nie habe ich so leicht geschrieben. Am ersten Tage schon waren die zwei ersten Szenen von ›Don Juan‹, ebenso die vom ›Baum der Diana‹, und fast die ganze Hälfte des ersten Aktes vom ›Azur‹ fertig. So ging's die folgenden. In weniger als zwei Monaten waren die drei Dramen vollendet. Ich hatte meine Aufgabe gelöst. Das also war meine Zerline und – das war alles! Die Nähe des schönen Mädchens hat mich gehoben, – kein Zweifel! – Aber wehe mir, wenn ich verliebt gewesen wäre!«

»Nun, sie mindestens war es,« sagte Nancy. »Aber davon sprichst du nicht! Das macht dir keine Sorge! Die Arme! Hast du nicht gehört, was aus ihr geworden ist!«

»Nein, mein Kind. Es ist nur gut, daß sie nicht die Gattin des Dichters geworden ist. Schlechter kann es ihr nirgend mehr gehen als an dieser Stelle hier.«

»Das find' ich nicht. Du machst mich böse, wenn du so sprichst. Ich bin ganz zufrieden mit dieser Stelle. Aber siehe, jetzt bist du mir doch noch eine Liebesgeschichte schuldig. Du hast mir da mehr eine Dichtergeschichte erzählt.«

Lorenzo schlug seine Arme um die junge Gattin und sagte mit erstickten Tränen der Rührung: »Mein liebes Leben! Ich sehe wohl, du willst mich selbst unterhalten, indem du Unterhaltung verlangst. Der Abend ist lang und wir haben

kein Licht – du bemühst dich, mir das vergessen zu machen.«

Nancy sprang auf und flog zur Tür hinaus. Im nächsten Augenblicke stand sie mitten im Zimmer – ein brennendes Licht in der Hand.

Lorenzo fuhr mit einem Schrei der Überraschung empor.

»Blinder Sterblicher!« donnerte das junge Weibchen, in Haltung und Maske eine Göttin nachahmend, »blinder Sterblicher, wer sagt dir, wir haben kein Licht?!«

Der Poet ging auf die Rolle ein, warf sich der Göttin zu Füßen und flehte: »Bewohnerin des himmlischen Lichts, – verzeihe!«

Lachend flogen sich die Gatten hierauf in die Arme, Nancy aber fuhr fort: »So; also Licht hätten wir. Jetzt fehlt nur noch das Souper. Das will ich dir auch decken. Komm.«

Sie holte ein Schachbrett. Sie stellte es mit großer Feierlichkeit in die Mitte des Tisches, auf die eine Seite das Licht, auf die andere ein Glas Wasser. Ebenso gemessen setzte sie die Figuren auf, dann präsentierte sie ihrem Gatten einen Stuhl und winkte ihm mit einer königlichen Handbewegung, sich zu setzen. »Ich denke, eine Partie Schach zum Abendbrot ist nicht zu verachten. Und damit wir's noch köstlicher haben, wollen wir um Küsse spielen. Ist's dir recht? Wenn du verlierst, so küssest du mich, und wenn ich verliere, so küsse ich dich. Gilt's?«

»Das kann man annehmen. Ein delikates Souper, in der Tat! Aber sage mir, Teure, in welchem Hotel hast du so kochen gelernt?«

Und die Gatten setzten sich ans Schach und spielten, so lang das Lichtstümpchen leuchtete.

Aber als es schon erloschen war, leuchtete noch die lebenswürdige Laune Nancys, die munteren und zärtlichen Einfälle ihres glücklichen Temperaments in die traurige Nacht der Armut hinüber. »*Pour la bonne bouche!*« sagte sie, indem sie ihrem Lorenzo den letzten Kuß auf die Lippen drückte - »aber höre, da hab' ich ein herrliches Finanzprojekt! Man spricht immer vom »Zuckermund«; wie, wenn wir eine Zuckerraffinerie aus Küssen anlegten? Wir könnten reich werden!«

»Zucker!« rief Lorenzo und sprang aus dem Bette. Er tappte im Finstern zu seinem Rock, der in Ermanglung eines Kleiderschranks am Türnagel hing. »Was hast du?« rief Nancy. »Das!« antwortete der Dichter und steckte seinem Weibchen ein Stück Zucker in den Mund. »Ich Glücklicher, den Schatz hätte ich bald vergessen. Ich nahm ihn vor einigen Tagen von einem Teetische für den Kanarienvogel unseres Schneiders mit. Nun gibt's noch ein Abendbrot für meine Nancy. Ich Glücklicher!«

Und Arm in Arm schlief das zärtlich-genügsame Paar ein.

Das war die Wirtschaft des armen da Ponte in diesen Tagen.

Nachdem er zehn Jahre lang in Wien als kaiserlicher Hofdichter der italienischen Oper gelebt und geglänzt - der Nachfolger eines Metastasio, der siegreiche Nebenbuhler eines Casti - hatten die Kabalen seiner Feinde, der Tod seines kaiserlichen Protektors, die veränderten Theaterverhältnisse, verbunden vielleicht mit einigen Unbesonnenheiten seines warmen Temperaments, den Halt seines Glückes zertrümmert. Er sah sich gezwungen, Wien

zu verlassen. Er war sodann nach Triest gegangen, nach London, nach Amsterdam, den Ort in der Welt suchend, wo sein Talent und seine Erfahrungen zu verwerten sein mochten. Überall kam ihm ein Schein der Hoffnung entgegen, doch nur um ihn sofort wieder zu fliehen und auch an dem verarmen zu machen, was der letzte Schutz des Armen ist, am Vertrauen. Mit Triest zu beginnen – doch wir wollen den Augenblick abwarten, wo der Dichter seine Schicksale selbst erzählt. Kehren wir in seine Häuslichkeit zurück!

Das Abendbrot, womit wir unseren Helden zu Bette geleitet haben, war zwar unnahrhaft, aber süß. Das Morgenbrot, das ihn beim Erwachen erwartete, sollte mit der vollen Bitterkeit der Armut auftreten. Denn kaum hatte unser Pärchen die kattunenen Vorhänge seines Vogelbauers zurückgeschlagen und den trüben Dezembertag in die trübste Behausung von Amsterdam eingelassen, so klopfte es an die Tür und ein bleiches, skrofulöses Bürschchen von zwölf Jahren, das älteste Kind des Schneiders und Hauseigentümers, trat ein, mit dem mageren Ärmchen ein versiegeltes Papier hinreichend. Beängstigend schlug das Herz des armen Lorenzo bei diesem Anblick – was kann ein Abgesandter des Hausherrn Gutes bringen? Mit leisem Zittern ergriff er das Blatt, öffnete es und sein schwindelndes Auge flog über folgende Zeilen:

»Mein lieber Herr da Ponte! Ich sehe nur zu gut ein, daß Sie keine Schuld an ihrem gegenwärtigen Unglücke tragen und halte Sie für einen Ehrenmann; aber dieses ist mir unzureichend, um meine Kinder damit zu ernähren. Sie haben mir den Mietzins von der ersten Woche nicht bezahlen können, wie viel weniger wird es bei der zweiten geschehen können, welche heute begonnen hat. Ich will mich gern wegen der vergangenen gedulden, aber meine eigene große Armut erlaubt mir nicht, auch für die Zukunft

die nämliche Nachsicht zu üben. Seien Sie also so gefällig, sich eine andere Wohnung zu suchen, und Gott segne Sie und stehe Ihnen und mir bei.«

Wie der arme Poet bei dieser Botschaft aufs Kanapee sank, sein Gesicht in die Hände verbergend, wie selbst das junge, bildschöne Weibchen erbleichte und mit bestürzten Blicken den gebrochenen Mut ihrer jugendlich-kräftigen Seele verriet, das hat auf das kleine, skrofulöse Bürschchen einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er es noch spät seiner Frau, unserer Heringshändlerin, erzählen konnte, welche es mit Tränen im Auge immer wieder erzählte.

Nach dem ersten Augenblicke des Schreckens hob sich der Dichter und sagte zu dem Knaben, der noch immer in der Tür stand und verlegen zusah: »Ich lasse den Vater grüßen und werde gleich selbst hinabkommen.« Der Knabe ging.

Ohne ein Wort zu sprechen, aber wie auf Verabredung fingen beide Gatten, als der Kleine den Rücken gekehrt hatte, jedes für sich eine Haussuchung an. Mechanisch öffnete Lorenzo die kleinen Fächer und Schieber, die nach dem Möbelgeschmack der damaligen Zeit in unendlicher Zahl an seinem Sekretär vorhanden waren; ebenso unwillkürlich trat Nancy an ihre Kommode und zog die einzelnen Schubladen heraus. Diese zwei Möbel standen an zwei einander entgegenstehenden Wänden und die Gatten waren mit den Rücken sich zugekehrt. Verstohlen aber blickte eines nach dem anderen über seine Schultern hinweg und fast gleichzeitig traten sie streitend einander an.

»Liebe Nancy, bei allem, was mir lieb ist,« fing Lorenzo an, »leg' diese Sachen wieder an ihren Ort.«

»Welche Sachen?« fragte Nancy unschuldig, aber schelmisch zugleich, indem sie sich in allerlei künstliche Stellungen schraubte.

»Die du da unter der Schürze verbirgst. Deine Brauthaube, deinen Spitzenkragen, deine Manschetten, deinen Fächer.«

»Wenn du so streng bist, so laß aber auch das Cachet zurück, das du so flink in den Ärmel geschmuggelt hast. Es ist ein Mozartsches Andenken, es ist dir heilig, ich weiß es.«

»Es muß endlich auch dran, was hilft das alles? Es bleibt mir keine Wahl.«

»Ei, könntest du nicht für die Tuladose, mit Steinen eingelegt, ein paar Florins kriegen?«

»Für die Tuladose, die du mir in Triest geschenkt hast? Lieber betteln, als daß ich sie verkaufe!«

»Also, suchen wir weiter!«

Aber das Suchen war bald zu Ende. Was die Schränke, die Schubladen, die geheimen und öffentlichen Fächer hergeben konnten, hatten sie längst getan, und über die wenigen Reste geriet unser Pärchen wiederholt in Streit. Nicht gewohnt, einander Gewalt zu tun, gaben sie nach kurzem Wortwechsel nach und die Sachen blieben unberührt.

Nachdenklich blickte Nancy im Zimmer herum. »Da hängt der ›Abschied des Calas‹, der uns gehört. Was ist der Kupferstich wert?«

»Nichts. Ja, wenn's der ›Schwur im Ballhaus‹ wäre!«

Jetzt ließ Nancy ihr Köpfchen hängen. Ihre Augen füllten sich mit Wasser. »Daß ich aber auch gar nichts gelernt habe!« seufzte sie kleinlaut. »Ich fühle, wie ich einem Manne zur Last sein muß. Wenn ich klöppeln könnte oder Blumen machen oder Porzellan malen!«

»Frau, mache mich nicht toll!« rief Lorenzo; »ich höre den Goldfasan sagen: wenn ich Hahnenfedern hätte!« Und hurtig griff er nach Hut und Stock und tat sein Äußerstes, indem er mit Zuversicht ausrief: »Es muß ja doch jemanden geben in Amsterdam, der mir noch borgt. Sei nur ruhig, Kind.« Aber weniger war das sein eigener Glaube, als er die Selbstanklagen, die Nancy erhoben hatte, kurzweg durchschneiden wollte. So flog er aus dem Hause.

Kopfschüttelnd sah Nancy ihm nach. Sie wußte, daß er doch niemanden ansprechen würde. Sie war unzähligemal Zeuge gewesen, daß ihr Mann seine Börse geteilt, auch die beschränkteste; im Borgen von anderen aber war er kein Held. So hatte sich die Zuversicht, die er zur Schau trug, ihr keineswegs mitgeteilt.

Nachdenkend saß sie am Fenster, in verzweifelten Umständen, nur nachdenkend. Zum Verzweifeln war sie zu jung, zu heiter und – zu sehr Weib, das heißt von praktischer Sinnesart. In der Regel scherzte sie über das Unglück, es war schon viel, daß sie jetzt darüber nachdachte. Was? – können wir nicht erraten. Aber ihre Miene ist ungemein ruhig; ihr Auge blickt so klar und selbsttätig vor sich hin – wir würden uns nicht verwundern, wenn sie ihrem Einfalle nachhinge, klöppeln zu lernen. Das ist der Punkt, wo die Gattin des Dichters sich ein Weib wie ein anderes fühlt. Und das Weib wird nicht leicht ohne Fassung im Unglücke sein, denn der Gedanke liegt ihr sofort näher: zu arbeiten, zu dienen.